

Paulus Hochgatterer

Iris Wolff: So tun, als ob es regnet

Laudatio zur Verleihung des Alpha-Literaturpreises, Wien, 23/10/2018

Sehr geehrte Damen und Herren,
liebe Festgäste!

Ich könnte mit dem ersten Wort des Buches, das es hier zu preisen gilt, – „Budapest“ – beginnen, habe ich mir gedacht, und mich über seine Konnotationen und Implikationen verbreitern, über die österreichisch-ungarische Monarchie zum Beispiel, der hundert Jahre nach ihrem Ende immer noch Menschen nachtrauern, über die Bedeutung Budapests als Zwillingstadt Wiens oder darüber, dass wir alle trotz dieses Umstandes von der Geschichte Ungarns viel zu wenig wissen. Ich würde früher oder später beim gegenwärtigen Ungarn landen, das wäre unvermeidlich, bei Viktor Orban, bei der aus der Psychiatrie seit langem bekannten Tatsache, dass Paranoia eine ansteckende Erkrankung ist, und bei der Frage, wer wohl hierzulande demnächst die Funktion von George Soros einnehmen wird. An den NGOs probiert man es schon aus, nur die Einzelperson, die als Gottseibeius taugt, fehlt noch. Schluss mit Orban. Ich könnte über einleitende begriffliche Paukenschläge sprechen, die einem literarischen Werk eine Richtung geben und zugleich eine gewisse Ambivalenz transportieren, oder über all die Assoziationen, die ein einzelner Name in uns wachzurufen imstande ist. Budapest. Ich könnte schließlich darüber sprechen, dass einer meiner literarischen Lebensbegleiter, Thomas Bernhards autobiographischer Roman „Ein Kind“, mit einem ganz ähnlichen urbanen Auftrumpfen zwar nicht beginnt, so doch immerhin schließt: Salzburg. *Wie gut, dass ich Salzburg für dich bestimmt habe.*

Salzburg. Der Otto Müller Verlag residiert dort. Das schafft im Fall des Buches, von dem hier die Rede ist, eine Verbindung. Abgesehen davon trifft nichts weniger auf dieses Buch zu als der Gestus des Auftrumpfens. Beim ersten Wort tut es so, als ob, danach aber nie mehr wieder. Ganz im Gegenteil, dieses Buch trumpft nicht auf. Es schlägt keine Pflöcke ein. Das hat es nicht notwendig.

Der französische Philosoph Gilles Deleuze, skeptischer Poststrukturalist, schreibt in seinem gesamten Werk an gegen den männlichen Phallozentrismus, speziell gegen die Psychoanalyse Sigmund Freuds und Jacques Lacans, er schreibt, mit anderen Worten, an gegen das Pflöckeeinschlagen. In seinem wunderbaren Aufsatz „Was Kinder sagen“,

publiziert als neuntes Kapitel des Sammelbandes „Kritik und Klinik. Aesthetica“ formuliert er auf der einen Seite das Wesen einer primär archäologischen Weltauffassung. Erinnernd, eingedenk und monumetal orientiere sie sich stets an einem Vorgang, in dem ein Pfeil (oder ein Pflock) übereinanderliegende Schichten von oben nach unten durchquere. Notwendigerweise gehe es immer darum, in die Tiefe zu graben, sich auf der Suche nach Lösungen und letztgültigen Erklärungen in Sehnsüchte, Ängste, Konflikte, also in Persönlichkeiten, einzuwühlen. Dem stellt Deleuze das gegenüber, was er einen kartographischen Bezug zur Welt nennt. Die Dinge besitzen zwar Bedeutung, doch je nach Umgebung, Zusammenhang, Perspektive, je nach der Landkarte, auf die sie gezeichnet wurden, verändert sich dieselbe:

Die Landkarten überlagern sich. (...) Von Karte zu Karte handelt es sich nicht um die Suche nach einem Ursprung, sondern um die Bewertung von Verschiebungen. Jede Karte ist eine Neuverteilung von Wegen, Sackgassen und Durchbrüchen, von Schwellen und Schranken.

Die Landkarten überlagern sich. Es geht um Verschiebungen, von Karte zu Karte, um die Darstellung jeweils neuer Wege, Sackgassen, Durchbrüche und Schwellen. - Wollte man das Wesen von Iris Wolffs Roman „So tun, als ob es regnet“ zusammenfassen, - so könnte die Sache lauten. Es geht nicht um archäologische Tiefenbohrungen, nicht um das Herbeischreiben eines letzten Ursprungs, es geht um narrative Kartographie.

Neben vielen anderen Dingen ist „So tun, als ob es regnet“ eine außerordentlich exakt gebaute Geschichte. Nicht einmal im initialen Akzent – Budapest – leistet sie sich daher eine Inkongruenz, sondern tut nur so, als ob man in Budapest gelandet wäre. Kaum hat man als Leser mit Jacob, der Hauptfigur des ersten der vier Abschnitte des Romans, an Kaffeehäuser, Straßenschluchten, die Oper, die Markthalle und die Burg zu denken begonnen, ist die Sache auch schon vorüber, man ist nicht mehr an der Donau, sondern an der Theiß und als der Zug in Arad einfährt, weiß man, dass Siebenbürgen das Ziel ist.

Apropos. Iris Wolff kommt aus Siebenbürgen. In Hermannstadt 1977 geboren, verbrachte sie ihre ersten Lebensjahre in Sendlak im Banat, nahe jenem Arad, in das soeben der Zug eingefahren ist. Nähert man sich Sendlak, einer 5000-Einwohner-Gemeinde, per Google-Maps an, um zum Beispiel die Kirche zu betrachten, in der Iris Wolffs Vater einige Jahre lang evangelischer Pfarrer war, wird übrigens per Markierungspunkt behauptet, mitten im Ort befinde sich ein Spielkasino. Am heutigen Abend bin ich nicht sicher, ob die Casinos Austria für diese Behauptung verantwortlich sind oder vielleicht doch die Autorin selbst. Geht man in Google-Maps so

nahe ran wie möglich, findet man nämlich keine Kartentische oder Spielautomaten, sondern lediglich eine leere Brunnenschale mitten in einem Garten. So tun, als ob. Nicht einmal Wasser ist drin.

1985 emigriert die Autorin mit ihrer Familie nach Deutschland. Sie studiert Germanistik, Religionswissenschaft, Grafik und Malerei in Marburg an der Lahn, wird danach Mitarbeiterin des Deutschen Literaturarchivs in Marbach. Daneben schreibt sie, langsam und konsequent. Ihr erster Roman, „Halber Stein“ (erschienen 2012) erzählt von der Rückkehr einer jungen Frau ins Dorf ihrer Kindheit und erhält den Ernst Habermann-Preis. Es folgen der Roman „Leuchtende Schatten“, die Geschichte der Freundschaft zweier Mädchen in Zeiten des Krieges, und jetzt „So tun, als ob es regnet“, übrigens soeben auch mit dem jüngst wieder ausgelobten Otto-Stössl-Preis ausgezeichnet.

Bleibt man in der bildhaften Begrifflichkeit von Gilles Deleuzes narrativer Kartographie, so sind es vier Landkarten, die „So tun, als ob es regnet“ in Form von vier Romanabschnitten vor dem Leser ausbreitet. Sie stammen aus den Jahren 1916, 1933, 1969 und aus einer als Jahreszahl nicht dingfest zu machenden Gegenwart. Sie überlappen einander, einmal mehr, einmal weniger, hängen an manchen Stellen fest zusammen, an anderen nur lose. Sie verteilen die Dinge jeweils neu, die Wege, die Sackgassen, die Schwellen, die Durchbrüche. Dabei zeichnen sie auf knapp 160 Seiten das Mehrgenerationengemälde einer Familie.

Jener Jacob von vorhin, der in einem Soldatentransport an Budapest vorbeigelotst wird, landet im ersten Abschnitt des Romans in Siebenbürgen und im Krieg. Auf Grund seiner Luzidität in der Wahrnehmung und auf Grund seiner Fähigkeit, Handschriften zu entziffern, muss er bei der Zensur der Feldpostbriefe helfen und nützt diese Tätigkeit, um eine kleine, aber bezwingende Systematik der Soldaten zu erstellen. Er findet fünf Kategorien: Die Selbstverkünder. Die Träumer. Die Trottel. Die Scheinheiligen. Die Dichter. Über die Trottel heißt es:

Es gab sie gut ausgebildet oder strohdumm. Trotzdem war es der am leichtesten zu erkennende Typ, meist genügte ein einziger Satz. Sie waren nur in einer Sache zu beneiden: Sie litten wenig. Ein überschaubarer Verstand verhinderte größere Verzweiflung.

Das möchte man sich über den Schreibtisch hängen, ganz ohne Einschränkung auf Soldaten.

Der Kampf um den Roten-Turm-Pass zwischen Ungarn und Rumänen beginnt, es gibt Tote und das Schuhwerk der Soldaten befindet sich in einem jämmerlichen Zustand. Als Jacob in Konfrontation mit einem jungen Rumänen ein paar Zeilen aus einem Gedicht von Georg Trakl einfallen

Sieh, ein ängstlicher Kahn versinkt

Unter Sternen,

Dem schweigenden Antlitz der Nacht.

und er den Abzug nicht betätigt, sondern den Kontrahenten laufen lässt, ahnt man, wohin das führen wird.

Der Winter kommt. Jacob wird bei einer Bauernfamilie einquartiert. Er liest Luise, der jüngsten der drei Töchter Geschichten vor. Dann erreicht ihn ein Brief seiner Mutter, die Nachricht vom Tod seines Bruders: Henri sei mit dem Rad zum Steinbruch gefahren. Bevor er gesprungen sei, habe er sich die Schuhe ausgezogen, achtsam wie jemand, der fürchtet, eine schmutzige Fußspur zu hinterlassen.

Jetzt ist es Luise, die Jacob eine Geschichte vorliest. Alma, Luisens Mutter, tröstet ihn auf ihre Weise.

Siebzehn Jahre später, in Deutschland hat man soeben einen neuen Reichskanzler gewählt, tritt Henriette, die jüngste Tochter Almas, mitten in der Nacht auf den Hof und schließt sich ihrem Großvater und drei weiteren Männern der „Gesellschaft der Schlaflosen“ an. Man spricht über dies und das, trinkt Nusschnaps und geht wieder auseinander. Henriette bleibt wach.

Sie stieg die Leiter hinauf und saß vor der Dachluke, bis der grauschwarze Himmel einen Riss bekam.

Henriette ist selbstbewusst, bedachtsam und von einer Luzidität in der Wahrnehmung, die uns bekannt vorkommt.

Sie fand immer wieder neue Dinge, die sie festhalten konnte: Sie hatte die Holzplanken des Kirchenbodens gezählt, die Berge aufgezeichnet, die man von der Burgruine der Landeskronen aus sehen konnte. Sie hatte begonnen, die Kinder des Dorfes nach den Straßen zu sortieren, in denen sie wohnten, und wusste jährlich über den Bestand der Störche Bescheid.

Das ist fast wie: Die Selbstverkünder. Die Träumer. Die Dichter.

Zwei der Schwestern streiten, so, dass sie sich nicht mehr versöhnen werden. Dann kommt eine fremde Frau, gut gekleidet, mit Perlenkette, aber die Zeiten sind schlecht. Sie bietet Henriette einen Tausch an: einen Ring gegen Brot, Butter, Speck, Marmelade und eingelegtes Fleisch. Am Schluss ist nicht klar, ob der Turmalin an dem Ring echt ist, andererseits ist es egal.

Die Frau hatte keine Geschichte, die über ihre Begegnung hinausging. Es gab sie nur mit Perlenkette und blauem Kostüm, an dem sich die Naht auftrennte.

Geschichten von zufälligen Begegnungen. Geschichten, die sich übereinander schieben wie Landkarten. Wege, Sackgassen, Durchbrüche.

Sechsdreißig Jahre danach hat Vicco, Henriettes Sohn, auf seinem Motorrad ein transzendentes Erlebnis mit einem Heuballen, danach besteigt er seinen pastellgrünen Trabi und fährt mit seiner Freundin Liane

nach Constanta ans Schwarze Meer, sechshundert Kilometer weit, einfach so, trotz seiner eher misslichen pekuniären Situation und trotz der Umtriebe des Geheimdienstes. Sie erinnern sich an Ovid, der dort in der Verbannung war, lieben sich am Strand und bringen Onkel und Tante eine Melone mit, die sie allerdings am Markt in Hermannstadt gekauft haben.

„Die ist aus Constanta“, sagte er zu seiner Tante.

„Die ist vom Markt“, sagte sein Onkel.

Sie feiern Viccos Geburtstag, Henriette schenkt ihrem Sohn Jeans aus Deutschland und sie hören Creedence Clearwater Revival. Vicco hat einen Traum, in dem ein Lokomotivführer in weißem Anzug in den Abgrund springt.

In der letzten Episode wird Hedda, Viccos Tochter, die sich auf La Gomera niedergelassen hat, von ihrer Mutter angerufen. Sie solle nach Hause kommen, ihr Vater habe Krebs.

„Unsinn“, hörte sie ihren Vater aus dem Hintergrund rufen, „bleib, wo du bist.“

Hedda räusperte sich. „Welche Art von Krebs?“

„Prostata“, rief ihr Vater aus dem Hintergrund, „und der Krebs hat schon missioniert.“

„Dein Vater will damit sagen, dass es Metastasen gibt.“ Hedda spürte den unpassenden Wunsch nach einer Zigarette.

Am Ende der Geschichte wird die Tochter tatsächlich nach Hause fliegen und ihrem Vater einen grauen Lavastein von der Insel mitbringen. Davor wird klar geworden sein, dass jenes Touristenpaar, das man vor ein paar Tagen in ein Boot hat steigen sehen, samt dem Steuermann nicht mehr in den Hafen zurückgekehrt ist. Die Frau habe ein langes weißes Kleid getragen.

Geschichten schieben sich übereinander wie Landkarten, noch einmal. Über das Bild eines jungen Mannes, der aus seinen Schuhen schlüpft und in den Abgrund springt, schiebt sich das Bild eines Paares, das in ein Boot steigt und nicht wiederkehrt. Den Fährmann antiken Zuschnitts haben sie auch dabei.

Iris Wolffs Roman „So tun, als ob es regnet“ ist ein Roman über den Tod, natürlich, welcher wichtige Roman wäre das nicht und außerdem ist der Tod in einer Geschichte, die sich über Generationen spannt, unvermeidlich. Es ist eine Geschichte über die Liebe, natürlich, über die Liebe in Zeiten des Krieges und der Verfolgung, über die Liebe zwischen Eltern und ihren Kindern, über die Liebe in Siebenbürgen und am Schwarzen Meer, schließlich über die Liebe, die vielleicht nur ein einziges Mal stattfindet.

„So tun, als ob es regnet“ ist ein Roman über Frauen, über ihre Klugheit, ihren Stolz, ihre Stärke und ihre Kränkbarkeit. Gleichzeitig ist es ein Roman über Männer, mit ihrer Schlaflosigkeit, ihrer Neigung zur Romantik und zu Nahtoderlebnissen auf Motorrädern, mit ihrer Prostata und ihrem überschaubaren Verstand, der die allergrößte Verzweiflung verhindert.

„So tun, als ob es regnet“ ist schließlich eine ganz wunderbare Geschichte über das seltsam spannungsvolle Verhältnis zwischen Heimat und Freiheit, das vor allem Menschen gut kennen, die auf ihren persönlichen Landkarten weite Strecken zurücklegen. Beides, Heimat und Freiheit, finden die Figuren des Romans in den Beziehungen, die sie zueinander pflegen, und vor allem in den Geschichten, die sie zu erzählen haben. Vicco bringt es einmal auf den Punkt:

Er antwortete ohne nachzudenken: „Ich bin hier frei. Und wenn ich es manchmal nicht bin, bin ich hier wenigstens zu Hause.“

Apropos zu Hause. Wollte man über die literarische Umgebung sprechen, in der sich Iris Wolffs Roman bewegt, vor allem über die Resonanzen, die ihre reduzierte, präzise und doch so zauberhaft schwebende Sprache erzeugt, so könnten einem die Meister der angloamerikanischen Kurzgeschichte einfallen, John Cheever etwa, Raymond Carver oder Alice Munro. Wer einem zwangsläufig in den Sinn kommt, ist Herta Müller, aus Gründen der Herkunft eher als aus Gründen der Intertextualität oder der stilistischen Verwandtschaft.

Ein Gedicht Herta Müllers gibt es allerdings, das mich an den Humor und die Leichtigkeit von Iris Wolffs Geschichte erinnern. Es heißt „Gedicht Nr. 487“ und beginnt so:

*Abends schiebt jede Aprikose
der anderen ein Steinchen
in den Bauch.
Wir auch.*

Iris Wolffs Roman „So tun, als ob es regnet“ ist kein Buch, das Pflöcke einschlägt. Es legt Landkarten übereinander, sorgsam und genau. Es hinterlässt Spuren im Sand wie ein Kind, das über den Strand läuft. Beides kann man sehr mögen.

Meine Damen und Herrn, lesen Sie dieses wunderbare Buch! Es hat den diesjährigen Alpha ohne Zweifel verdient.

Liebe Iris Wolff, im Namen der gesamten Jury gratuliere ich Ihnen ganz herzlich zum Alpha 2018!